

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

164 (18.7.1931) Die Mußestunde

ichen Amt veröffentlichten Ziffern) sondern eher erhöht, zeigt sich von Woche zu Woche deutlicher. Nichts ist schwerer vorzusagen als der Zeitpunkt, wenn Aufrufen wieder einmal, und ob überhaupt wieder einmal, ein Arbeiterparadies sein wird.

Der Totenkopf

Eine trodene Geschichte von Hermann Stens

Es war in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre. Ich befand mich damals in einer großen Stadt der Schweiz und war Mitglied des deutschen Vereins, der dort zu jener Zeit eine Vereinigung deutscher Sozialisten darstellte. Durch den Namen ein bißchen maskiert, in Wirklichkeit aber eine Schule, durch die während des Sozialistenjahres viele gingen, um dann später in der Heimat zu wirken, nach dem Sozialistenjahr aber eine Vereinigung, in der man als junger Sozialist in freierer Weise, als dies zu jener Zeit in Deutschland möglich gewesen wäre, Meinungen auszutauschen vermochte und in der man sich gegenseitig Wort gelohnt wurde, das auszusprechen in der Heimat, in Deutschland, Monate Gefängnis gekostet hätte. Das es in den deutschen Vereinen der Schweiz damals nicht an Söhnen fehlte, die unter der Maske ehrenwerter Menschen sich dort Aufnahme verschaffen und sogar gelegentlich Ehrenposten zu erlangen vermochten, war eine Tatsache, die zwar nicht ernsthaft bemerkt werden konnte, aber doch bestand. Damals, in jener Schweizer Stadt aber, fühlte ich mich wenig behindert. Die Geistes sichten uns Freiberger, deren sich deutsche Sozialisten in der Heimat nicht erfreuen konnten. Sondern ich brauchte der Drama und die Ueberrumpelung eines glücklichen Alters jetzt spielend über Dämme hinweg. Vermutlich hat mich irgendeiner jener Späher für wichtiger gehalten, als ich in Wirklichkeit war, was höchstwahrscheinlich davon herrührte, daß mir, der von einem längeren Aufenthalt aus Italien kommend, italienisch sprach, und dem italienischen Weien nicht fremd gewesen ist, der Auftrag wurde, mich um die gewerkschaftliche Zusammenfassung der zahlreich angewandten italienischen Kollegen meines Berufes anzunehmen, und deshalb nicht nur mit deutschen Sozialisten, sondern auch mit italienischen Gewerkschaftsführern, deren Namen Klara bejaß, zu tun hatte und gesehen wurde. Ich war also verächtlich. Meinem Wesen, was kümmerte es mich.

Unangenehm wurde die Sache erst, als ich die Entdeckung machte, daß zu Hause, in meinem Zimmer, das ich bei einer älteren Witwe gemietet hatte, anscheinend irgend jemand größeres Interesse für meine Korrespondenz zeigte, als mir dies angenehm war. Kleine Anzeichen deuteten darauf hin, daß meine Briefe durchstöbert wurden, trotzdem die Schlüssel, die sie vermaßte, verschlossen war. Merkwürdig, daß im ersten Augenblick die kleine Eitelkeit, die neunundneunzig Prozent aller jungen Männer besitzen, in mir zuerst den Gedanken aufkeimten ließ, die etwa zwanzigjährige Tochter meiner Hauswirtin habe in der Vergangenheit, die den jüngeren Teil des weiblichen Geschlechtes oft ebenbürtig erfährt, wie junge Männer von Eitelkeit gepackt sind, nach etwa vorhandenen Liebesbriefen herumzufragen lassen. Es kommt ja nicht selten vor, daß bei Zimmervermietern für ein und dasselbe verschließbare Möbel zwei Schlüssel vorhanden sind, ohne daß der Mieter hiervon weiß. Unangenehm aber war mir die Sache doch. Ich legte also meine Briefe, mit kleinen Zeichen merkend, so, daß sich eine unbefugte Hand unbedingt verraten mußte. Und siehe da, ich erhielt die untrügliche Gewißheit, daß an der Art, wie ich die Briefe aufhob, Zeichen dafür zu bemerken waren, daß vermutlich jemand an meiner gewerkschaftlichen und politischen Korrespondenz mehr als gewöhnliches Interesse befaß. Da aber dieser ganze Briefwechsel so war, daß er jederzeit offengelegt werden konnte, weil er sich im Rahmen des gesetzlichen Erlaubten bewegte, hatte ich keine Sorgen. Nur lästig war mir die Sache. Recht lästig sogar und ich kann auf Abhilfe. So ein junger Mensch, wie ich es damals gewesen bin, wird von taufend kleinen Teufeln gequält, besitzt auch oft die glückliche Gabe und den Drang, etwas das ältere Leute in graunüchternen Alltagsarbeit erledigen, mit Buntstift verdrängt. Lustig zu gestalten und democh dem gleichen alltäglichen Ende auszuführen. In meinem Zimmer, das in einem alten Gebäude liegend, nach dem Brauche jener Gegend zungarn in Mannshöhe mit hellgelbem Holz ausgekleidet war, befand sich auch ein in die Wand eingelassener breiter und ziemlich tiefer Kleiderständer. Der Schlüssel wurde nie abgenommen, da ja die ganze Wohnung durch den Glasabriegelung vom Treppenhaus getrennt war. Nun hatte ich einen jungen Freund, ebenfalls Deutscher, von Beruf Maler. Er war eifriger Zeichner und schleppte oft die leichtesten Dinge, die ihm als Modell dienten, aus seinem großen Holzstoffer herbei, von mir Bewunderung für sie erheischend. Unter diesen Sachen befand sich auch ein Totenkopf, schön gebleicht, wohl erhalten und eine Seltenheit, mit einer lindenlosen Reihe prächtig weißer Zähne. Diesen Gegenstand hat ich mir, meinen Plan darauf aufbauend, von dem Freunde aus und trug ihn wohlverpackt in mein Zimmer. Ich hatte nämlich bemerkt, daß meine Vermieterin und ihre Tochter abergläubisch waren. Zu Hause angekommen, nahm ich meine gesamten Briefschaften und legte sie, sehr äußerlich gebündelt, in das obere Regal des Kleiderständes, wo man sonst die Hute hängelt. Ganz vornehin, vor die Garderobe aber, an die vorderste Kante des Brettes stellte ich den Totenkopf. Dann verließ ich den Schrank und steckte den Schlüssel in die Tasche, wo ich ihn fortan trug. Die Schlüssel des großen Tisches, in der sonst die Briefe lagen, ließ ich unverriegelt. Dann wartete ich der Dinge, die da kommen sollten. Ein bißchen lustig und mit der begreiflichen Spannung des jungen, nicht nur im trockenen Alltags lebenden Menschen.

Eines Sommerabends, kurz nach Arbeitsluß, stieg ich die Treppe zum zweiten Stock empor, und hatte, ich muß es gestehen, in diesem Augenblick die Gedanken ganz wo anders, als bei meinem kleinen Abenteuer. Auf dem Treppenaufgang angekommen, fand ich zu meinem

Erstaunen die sonst ständig geschlossene Wohnungstür weit offenstehend. Auf der weiter aufwärts führenden Treppe aber lagen die Vermieterin und ihre Tochter, mit weißen Gesichtern und mit schreckvollen Augen starrend. Kurz grüßend, warum sollen Vermieterin nicht das Recht haben auf der Treppe zu sitzen, wenn es ihnen so gefällt, ging ich vorbei und durch den Korridor hinter Band in mein Zimmer. Die Türschlüssel dort war herausgenommen, der Deckel meines Koffers hochgehoben und die Schranktür stand weit offen. Aus dem Halbdunkel des Schrankes aber grünte der Totenkopf. Die Augenhöhlen groß und dunkel, die Schädelkuppe mächtig starrend, die weißen Zähne fleischig. Und ich trug doch den Schrankschlüssel in der Tasche. Da wußte ich was die Glocke geschlagen hatte. Wie es aber so nun einmal ist: Frauen gegenüber behält man niemals recht. Mit einer Flut von Ausreden rechtfertigten sich die Vermieterin und ihre Tochter und die Folge war, daß ich am nächsten Ersten stehen mußte. Im deutschen Verein jedoch hat es einen äußerst vernünftigen Abend gegeben. Dafür, daß kein Mitglied des Vereins sich bei jenen Leuten mehr einmietet, ist auch gefordert worden.

Und die Rutanwendung? Ich glaube es gibt keine. Weil nun jeder einmal seine Sachen doch anders, in seiner besonderen Art reist.

Mit Kamera und Feder zu Fuß um die Welt

Durchs Innere von Persien

Reiseerlebnisse von Heinz Schäfer

(Nachdruck verboten).

Um von Aserbaidschan nach Persien auszureisen, benötigte ich von der Sowjetregierung in Tiflis das Belegschreiben des dortigen Gouverneurs. Nach stundenlangen Verhandlungen mit den Behörden erhielt ich endlich das für mich so wichtige Dokument.

Meine Wanderung durch den wilden Kaukasus, Armenien und Aserbaidschan dauerte verhältnismäßig Wochen, bis ich endlich Djoulfa, die Grenze von Aserbaidschan und Persien erreichte. Djoulfa ein armenisches Dorf, welches durch die Kämpfe der roten und weißen Armeen fast ganz zerstört wurde, liegt mitten in einem Talteufel am Fuße des persischen und armenischen Hochlands. Die Bevölkerung, die teils aus Armeniern, teils aus Kurden besteht, widmet sich hauptsächlich der Landwirtschaft. Das Klima ist ungesund und es gibt viel Malaria.

Bei meiner Ankunft in Djoulfa war mein erster Gang zu der im Orte befindlichen Grenzpolizei, wo ich nach dreißigtägigem Aufenthalt, jedes Schüsschen Papier wurde geprüft, endlich mein Ausreisepaß erhielt. Und bald hatte ich Aserbaidschan hinter mir, wanderte durch idyllische romantische Täler, vorbei an idyllisch türkischen Anwesen in südländischer Richtung Tā b r i s u. Ich befand mich wieder in einem fremden Lande, vor dem ich vielfach gewarnt wurde, doch gewöhnlich interessieren diese Länder gerade am meisten.

Es war Abend, ich bivallierte in dem kleinen Ort Kafch, der aus zirka 20 Hütten bestand. Mein Zelt war aufgeschlagen, ich lag am Lagerfeuer und kostete mein Abendessen. Die Eingeborenen, meistens Kurden, lagerten unweit von mir in verschiedenen Gruppen und betrachteten neugierig das Zubereiten meines Mahles. Ich wartete auf das Erscheinen des Dorfältesten doch ruhig konnte ich mein einfaches Mahl verzehren. Gemächlich meine Zigarette rauchend, lag ich am Feuer und erwartete den Besuch der Kurden. Ich hielt mich nicht geäußert, zu dreien kamen sie auf mein Zelt zu wilde Gestalten, wie ich sie nicht einmal im Kaukasus sah. Unwillkürlich enstärkte ich meinen Browning, mein Hund sprang auf und stellte sie, doch schon hörte ich den bekannten Gruß des Märlmanns „Salam“. (Der Friede sei mit dir.) Ich wußte, daß vorläufig keine Gefahr vorhanden war und lud sie nach mohammedanischer Sitte, durch ein Zeichen ein, bei mir am Lagerfeuer Platz zu nehmen. Nachdem ich das zweite Zeichen des Willkommens (die rechte Hand wird von der Stirne zur Brust geführt) gegeben hatte, begann die Unterhaltung, die für mich sehr schwer war, da ich die persische wie türkische Sprache nicht sehr gut beherrschte. Ich präzentierte dem Kadi (Dorfrichter) mein Reisebuch, in dem sich das Belegschreiben der persischen Gesandtschaft Tiflis befand. Doch ich hatte Recht, keiner der drei konnte weder lesen noch schreiben, so nach und nach konnten wir uns verständigen. Doch der Kadi war unzufrieden, die drei Kurden zogen sich zurück zu den übrigen Dorfbewohnern, die sich inzwischen ziemlich laut Stimmten. Doch in aller Gemütsruhe rauchte ich eine Zigarette nach der anderen und ließ mir den noch vorhandenen Armeierwein aufs beste schmecken.

Ich war daran einzuschlafen, als der große Rat auf mich zukam. Ein noch jüngerer Kurde begrüßte mich und bat mich um mein Reisebuch. Also doch einer der Lesen konnte. Kaum hatte er das Belegschreiben durchgesehen, sprach er in die Höhe und mit einigen Worten führte er die übrigen Kurden auf. Die Dorfbewohner wurden herbeigerufen und bald lagen alle, auf Anordnung des Dorfältesten, auf der Erde und begrüßten mich.

Ich gab dem Oberhaupt zu verstehen, daß ich ruhen wollte, doch ich hatte kein Glück. Es wurden mir zur Ehre Tänze aufgeführt, die Musik, perilsche Flöte sowie eine Art Gitarre machte mich halb taub. Wie komme ich aus dieser Gesellschaft heraus? Endlich, meine Uhr hatte 12, gab der Dorfälteste das Zeichen zum Aufbruch. Nochmals eine Suldigung der Dorfbewohner und ich hatte Ruhe. Bald schlief ich an der Seite meines treuen Hundes, immer noch im Schlafe sah ich die Tänze der wilden Kurden.

Schon früh am nächsten Morgen wurde ich durch das Aufspringen meines Hundes geweckt und gleich darauf hatte ich den Aufruf

den Rat vom Dorfe in meinem Zelte. Ich hatte noch genau vom gestrigen Abend, doch die drei Wachen von Kurdistān wollten nur Abschied nehmen.

Ich gab den Leuten je ein größeres Geldstück als Bestechung, auf das sie auch gewartet hatten und war froh dieselben los zu sein. Das Bestechungsgeld war beendigt und ich konnte abmarschieren. Ich befand mich immer noch in den Bergen. Meiner Karte nach, hatte ich vor 35 Kilometer kein Dorf, ich nahm mir vor, die Nacht, um einer ähnlichen Suldigung wie in Kafch zu entgehen, außerhalb des Dorfes zu übernachten. Von der Höhe aus sah ich das Dorf Sam, ich machte Halt. Und ich genoh nach dem Abendessen den herrlichen Ausblick ins Tal. Mein Browning lag wie gewöhnlich entriegelt neben mir. Es war gegen Mitternacht, als ich die kalte Schmause meines Hundes an der Wange fühlte. Schon wollte ich wieder weiterziehen, da fing mein Hund zu knurren an. Ich dachte zuerst an einen Wolf oder Hölme, die sich manchesmal herumtreiben, als ich von der Ferne das Weichen eines Pferdes hörte. Mein erstes war der Griff nach meiner Feldflasche und löschte mit dem wenigen Wasser die Glut des Lagerfeuers vor meinem Zelte. Mein Hund wurde unruhiger, nur mit Mühe konnte ich ihn zurückhalten. Mit Ruhe wartete ich ab, hörte auch schon nach kurzer Zeit ziemlich lautes Sprechen. Mein Zelt war abwärts eines Gebirgspasses, ich hatte Hoffnung nicht bemerkt zu werden.

Jedenfalls hatte ich den Browning fest in der Rechten, um mich im Notfall verteidigen zu können. Kurz darauf sah ich im Mondlicht zwei Reiter daherkommen. Ich Muschen war keineswegs vertrauenswürdig. Wilde Gestalten mit enganliegenden Rod aus demem Roststoff, weite Beinkleider und die schwarze Kammmittels als Kopfbedeckung. Anscheinend befanden sie sich in anregender Unterhaltung, keiner schaute auf. Ich hatte Arbeit, meinen Hund zurückzubalten, der jeden Moment vorzudellen wollte. Beide waren in der Nähe meines Zeltes, schon glaubte ich unbedemert zu sein, als mein Hund sich los riß und mit fürchterlichem Gebell auf die beiden losstürzte. Dieselben waren so erschrocken, ich bekam auf meinen Groß Salām nicht die geringste Antwort. Endlich frag mich einer: „Wer bist Du“. Nachdem er das Wort Allemanie (Deutscher) gehört hatte, füllerte er seinem Begleiter etwas ins Ohr, gleich darauf sprangen beide aus dem Sattel. Der ältere gab mir zu verstehen, meinen Hund zu mir zu nehmen. Doch dieser ließ keinen aus dem Auge. Sie drohten mir mein Tier zu erschlagen, falls es nicht zurückgenommen werde. Doch wir blieben auf unserem Platze. Nichts sprangen die beiden Kurden, wie auf ein Zeichen vor, der eine gegen mich, der andere gegen meinen Hund. Ich konnte noch schnell meine Waffe ziehen und damit einen der Gegner in Schach halten, den anderen hatte mein treues Tier schon am Halse. Er schrie aus Leibeskräften, doch ganz ruhig ließ ich ihn ein wenig zappeln. Nach wenigen Minuten waren wir beide Herr der Situation. Die beiden Kurden, die außer Messern ohne Waffen waren, setzten sich stillschweigend auf ihre Pferde und ritten, nachdem ich denselben noch Alfas jadh (Gott wird Euch geben) zurief, davon. Bald lag ich wieder neben meinem treuen Helfer im tiefen Schlafe.

Nachdem ich mich am anderen Morgen, an einem Gebirgsbach mit Trinkwasser versorgt hatte, passierte ich zunächst das Kurdistān Dorf Saem, wo die Bewohner noch im tiefen Schlafe lagen. Ich hatte immer noch hohe Berge vor mir und mußte manchen Fuß überwinden. Die Bewohner betrieben in der Hauptsache Landwirtschaft, jedoch nur für eigenen Bedarf.

Viele leben von Raub und Jagen. Mittags gelangte ich in dem Drie Seiman an, wo ich einige ruhliche Säger traf, die eben dabei waren, einen Sammel am Spieß zu draten. Als Galt ließ ich mich bei ihnen nieder und wir erzählten uns gegenseitig allerhand Erlebnisse.

Nach manchem hartnäckigen Auf- und Abstieg im Gebirge erreichte ich abends Sofian, wo ich beim Dorfältesten, ein in der Kultur ziemlich hochstehender Perser, zu Gast war. Doch ich bestand darauf, aus Furcht vor dem Ungesieher, in meinem Zelte zu schlafen. Seitwärts von Sofian unter einer Palmearuppe, schlug ich meine Behausung auf. Es war ein herrlicher Abend, ich sah bis Mitternacht am Lagerfeuer, in Gedanken an die ichöne, weite Welt. Ich dachte zurück an meine Schwarzwaldtäler, an das große Wäldermeer, das ich überall vermisse. Und eine stille Sehnsucht überkam mich, bei dem Gedanken, noch jahrelang durch unkultivierte Länder und deren Menschen zu reisen. In dieser Stimmung schlief ich ein. Traumbilder der Heimat gaulteten mir noch lange vor Augen. Gestalten von daheim taugten auf. Die nächsten Tage meiner Wanderung boten nichts von Interesse, endlich tauchten in der Ferne die Kuppeln der Stadt Tā b r i s u auf und ich freute mich wieder einmal unter einigermaßen kultivierten Menschen zu sein.

Tābris, die Hauptstadt der persischen Provinz Aserbaidschan, mit zirka 200 000 Einwohnern liegt in einem Talteufel und wird nordöstlich vom Caucasus (4844 Meter) südlich vom Schner mit 4000 Meter Höhe überragt. Die Stadt macht einen ziemlich öden Eindruck. Industrie ist in Tābris nicht viel zu sehen, dagegen blüht der Handel, vor allem mit Teppichen sehr. Die Straßen der Stadt sind eng und sehr schlief. Die Häuser sind meistens einstöckig und aus Lehm gebaut.

Ich fand Unterkommen bei der einisinen deutschen Familie Wolfinger, ein Badener, in dessen Hause ich mich sehr wohl fühlte. Da ich nur kurze Zeit bleiben wollte, bestiftete ich sogleich die Stadt. Bald ritt ich mit dem von meinem Gastgeber zur Verfügung gestellten Pferd durch die engen, schmutzigen Gassen, in denen Scharen von Bettlern auf dem Boden liegen, auf ein Bäschlein (Trinkgeld) wartend, wo unmaßig wilde Hunde sich herrenlos herumtreiben. Zunächst besuchte ich die blaue Moschee, welche im 14. Jahrhundert von den Türken zerstört wurde und heute nur mehr eine Ruine ist. Gleich in der Nähe hatte ich den großen Basar, der, wie in allen Städten des Orients, ziemlich lebhaft war. Nach

mittags besuchte ich in Bestellung eines verlässigen Stimmleiters, der dort Söhnen in deutschen Besatzungsland, verlassene Kisten. Meine Abreise hatte ich auf den nächsten Tag festgelegt und abends sah ich noch auf der Terrasse bei Familie Wolfinger, bei einem guten Glase deutschen Bieres. (Schluß folgt.)

Ein rätselhafter Mondkrater

Der Mond, der gute, treue Erdbegleiter, ist der Erde so nahe, daß man mit Hilfe der modernen Fernrohre von seiner lichtbaren Oberfläche schon bessere und genauere Karten angefertigt hat als von manchen wenig erschlossenen Teilen der Erde. Aber trotz der Jahr um Jahr unerschöpflichen Traktanten gibt es auf seiner Oberfläche noch viele Erscheinungen, die rätselhaft und unklar sind und noch der Lösung harren. Da sind a. B. die hellen Strahlen auf dem Monde, die besonders auffällig vom Berge Tycho ausgehen, und von denen man sich noch keine rechte Vorstellung machen kann, um sie befriedigend erklären zu können. Ebenso verhält es sich mit der Farbenänderung einzelner Teile des Mondbodens, die sich in den großen Fernrohren deutlich bemerkbar macht, und die von einigen Gelehrten als das Gedeihen eines primitiven Pflanzenwachstums gedeutet wird.

Eines der interessantesten Objekte für große Instrumente ist aber zweifellos der große Mondkrater Cratothene, der südlich von den Mondbergen liegt. Der Krater hat einen so gewaltigen Umfang, daß mehrere Städte von der Größe Berlins in ihm Platz finden können. Der hervorragende amerikanische Astronom W. S. F i d e r i n g a hat unzählige Male diese Mondbagende beobachtet und dabei eine Erscheinung gefastet, die er lange Zeit für das Phantasieprodukt seiner überanstrengten Augen hielt. Im Zentrum des Kraters sah er dunkle Flecke in den verdiebtendsten Formen über den Boden dahinziehen, ohne daß sie jedoch den gewaltigen Ringwall des Kraters überschritten. Nacht für Nacht beobachtete er dieses seltsame Bild, und immer wieder sah er, begünstigt durch einen ausgezeichneten Himmel in ideal gelegener Gegend wie diese rätselhaften Schatten ganz langsam hin und her wandern, von einem Teil des Ringwalls zum anderen. Schatten von Bergspitzen konnten es nicht sein, da diese sich nicht bewegen würden. Nach und nach kam Fidering auf die Auffassung, daß es Lebewesen sein müßten, die dort, im Innern des Cratothene-Kraters, bei Sonnenaufgang erwachten, in riesigen Schwärmen, gleich gewaltigen Heuschreckenschwärmen, auf Nahrungssuche gingen, um nach Beendigung des 14 Erdentages während den Mondtages wieder in eine Art Todeschlaf zu verfallen.

Ist das Vorhandensein niederer Lebewesen auf dem Monde wirklich vollständig unmöglich? Eigentlich nicht. Bei dem Krater Cratothene ist es nicht unmöglich, eine geringe Anzahl Tiere zu fassen hat. Der Mond ist also wahrscheinlich noch nicht ganz tot und abgestorben. Im Innern einiger Krater mögen sich noch Reste von Atmosphäre erhalten haben, die niedrigen Lebewesen ausreichende Lebensmöglichkeiten bieten. Wenn auch irgendwelche Spuren von Luft und Wasser auf unrem Traktanten nicht wahrnehmbar sind, so wird doch auch von der exakten Forschung die Möglichkeit einer Mondatmosphäre ausgehen, die ein Zweitauendstel der Dichte der Erdatmosphäre beträgt.

Der Nobelpreisträger bei der Büchergilde

Die Nordamerikaner haben erst seit der letzten Jahrhundertwende eine eigene Literatur. Eigentlich erst seit dem Weltkrieg. Der Eintritt der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Weltkrieg und in die darauf folgende Weltatmosphäre hat dort erst die Voraussetzungen für die Literatur geschaffen. Ohne soziale Probleme keine Literatur. Mit dem zum Prinzip erhobenen Optimismus des Progressivismus und mit der von Goudsons und gottgeordneten Selbstenmächtigen demokratischen Tradition konnte keine Literatur gemacht werden. Amerika mußte erst in ein Zeitalter von Krisen und Umwälzungen geraten, ebe es über Ya d L o n d o n — um den besten Namen der amerikanischen Vorkriegsliteratur zu nennen — hinauszuweichen konnte.

Dieses Zeitalter der Krisen und Umwälzungen hat einer, ein einziger, mit aller Schärfe vorausgesehen und angedeutet: Upton Sinclair. Er sah den sozialen Dingen bis auf den Grund, und er sprach offen aus, was er erkannt hatte. Die herrschende Klasse in USA, tat ihn deshalb in Not und Bann und nannte ihn einen „Schmutzaufrührer“.

Zu diesem Upton Sinclair kam ein junger Student, der der Universität entlaufen war und der einwilligen als Helfer in einer als sozialistisch vertriehenen Siedlung „Ankettung“ fand, wo er die erste Bekanntschaft mit radikalen Theorien machte. Dieser junge Student war Sinclair Lewis, der auf dem Umweg über den Journalismus Schriftsteller wurde, 1920 seinen ersten literarischen Erfolg hatte und, färslich mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde.

Sinclair Lewis war oft mit Upton Sinclair verwechselt. Wie das gesehen kann, ist unerfindlich. Upton Sinclair spricht die Dinge offen und mit größter Schärfe aus, bekennt sich deutlich als Klassenkämpfer, und man spürt bei ihm in jeder Zeile, daß er nur schreibt, um seine revolutionären Ideen in das schaffende Volk zu tragen. Sinclair Lewis gehört auch zu den Gegnern der herrschenden Gesellschaftsordnung, aber er verneint es, sich in die erste Linie zu stellen, und legt mehr Nachdruck auf eine geklärtete Form als auf ein offenes politisches Bekenntnis. Immerhin: er versteht es, „zwischen den Zeilen“ anzudeuten, und seine Ironie und bissige Schärfe lassen erkennen, daß er alles andere ist als ein hundertprozentiger Amerikaner.

In seinem besten Roman, der jetzt in einer Nebenabgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg zum Preis von 3 Mark (in Belmen) erscheint, trifft Sinclair Lewis den hundertprozentigen Amerikaner an, den amerikanischen Bürger, der nur einen Gedanken im Kopfe hat: wie macht man Dollars? Als dieses Buch erschien, begrüßte es Upton Sinclair als das beste Buch seines Freundes Sinclair Lewis, und er schrieb, daß er bei der Lesart dieses Buches „vor Freude gebrüllt“ habe